

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Vareler Unterhaltungsblatt. 1850-1859 1850

8.6.1850 (No. 23)

[urn:nbn:de:gbv:45:1-965632](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:gbv:45:1-965632)

U n t e r h a l t u n g s b l a t t.

Wochenschrift für gemeinnütziges Interesse.

1850.

— Sonnabend, den 8. Juni —

№ 23.

Politische Rundschau.

Frankreich.

Das Wahlgesetz ist in allen Punkten angenommen. Die Regierung, durch diesen Erfolg ermutigt, hat die Erhöhung der Civilliste des Präsidenten auf 3 Millionen Francs beantragt. — Man beginnt, die Boulevards zu macadamisiren, d. h. mit Holz zu pflastern, damit man künftig kein Steinpflaster mehr zu Barrikaden verwenden könne. —

Deutschland.

(Preußen.) Man erwartet täglich ein octroyirtes Pressgesetz. Hausdurchsuchungen und Beschlagnahmen von Papieren sind an der Tagesordnung. — Der Prinz von Preußen ist vom Kaiser Nikolaus in Warschau höchst zuvorkommend behandelt worden. Sr. russischen Majestät haben ihre allerhöchste Zufriedenheit mit der preussischen Regierung an den Tag gelegt. (Freue Dich, Michel!) — Der König ist der Genesung nahe.

(Sachsen.) Der Landtag ist aufgelöst, weil er kein Geld bewilligen wollte und mit den Erklärungen der Minister über die deutsche Frage unzufrieden war. Die Regierung hat offen die Verfassung gebrochen, da sie den alten Landtag nach dem vormärzlichen Wahlgesetz einberufen hat. — Die Regierung hat ihren nunmehrigen Austritt aus dem Dreikönigsbündnisse angezeigt. —

(Mecklenburg-Schwerin.) Die Anstellung junger Adliger nimmt auf schreckenerregende Weise überhand. —

(Oldenburg.) Ein neu erschienenes Gesetzblatt veröffentlicht die auf dem letzten Landtage vereinbarten Abänderungen des Wahlgesetzes. Demgemäß wird Barel künftig mit Schweiburg und Jade wählen. —

(Hannover.) Die Steuererhöhung ist von den Ständen bewilligt. —

Sinnerk un Krischan.



H. Sun Dag, Krischan!

K. Sun Dag, Sinnerk!

H. Na, Krischan, wo sütt et ut in de Welt? Ik heff Di lang nich sehn un wull geern wat Nees hören.

K. Wo schallt utsehn in de Welt? De Welt heff ganz fiene Klöör mehr. De groten Herrn heff dat Regeeren un wi möht stillschwiegen.

H. Dat mött woll so sien, denn anners harr man ditt oder datt doch noch hört oder lesen, awer nu hört un sütt man gar nix mehr. Dat is Alles so still, as to'r Wintertied up'n Feld. Heff Du denn nix mehr van de dütske Eenheit hört?

K. Ik wulld, ick hör de nix mehr darvan, denn weer vielleicht Utsicht, dat se kehrt — awer so lang se dardöwer snackt, is se noch nich dar, dat heff wi in Frankfurt un in Erfurt sehn.

H. Na, wo is't denn mit de Erfurters?

K. De laat ganz nix mehr van sück hören. Se heff sück all lang herumkäfelt um de „Annahm' en bloc“ —

H. Bloc? Watt harrn se denn mit'n Bloc to dohn?

K. Na, se mußden doch watt dohn. Awer de Bloc weer ähr to schwaar, un as se sück lang genug darmit herumquält harrn, do seggden de Ministers: Kinneres, jy heff jo nu möh arbeit't, gahnt nu na Huus un schlaapt'n beetten.

H. Währ't denn darmit ut?

K. Jawoll. De Fürsten sünd naher noch in Berlin tosam wesen un hefft sich dat Ding noch mal dwerlegt.

H. Watt hefft se denn utmaakt?

K. Dar kunn ick nich kloof ut weer'n; ick hefft dar bloot herutlesen, dat se utföhrt sünd un äten un drunken hefft un in de Komeedie wesen sünd un goode Drinkgelder utdahn hefft.

H. Dat di de Deern schleit! Dat is't All, watt van den ganzen Spektakel 1848 herutkamen is?

K. Nich veel mehr! Landdage hefft wi, awer wenn se sich musig maakt, weerd se na Huus schickt. Un so geiht dat mit väles Annere. Wi sünd 1848 recht dumm wesen. Erst söhrden wi dat groote Word und wenn us man een Stück Papier henschmeeten wurd', denn schweegen wi still. Dat ging jüst mit us, as mit mienen Bullen. Wenn de wild ward un achter mi herlöppt, denn schmiet ick em mien Müß oder mien Taschkendook hen, dar schnüffelt he denn so lang an herüm, bet ick ut de Weide bün.

H. Hörd man denn nix mehr van Paris? Dar is't jawoll ganz still?

K. Dat schient so. De Präsident Lui Napoleon meent ümmer, he hett 'n klökern Kopp, wenn he sienes Unfels lietjen Hoot darup sett, awer dat helpt em ganz nix. He denkt uck, nu kann he bold Kaiser weern, wiel dat nee Wahlgesetz annahmen is, awer ick glöw, he ward sich noch mal wunnern. Wenn man de freesinnigen Lübe uck ut den Landdag oder de Deputiertenkaamer herutjagt, sünd se darmit noch ümmer in't Land. Ich glöw woll, dat et de grooten Herrn nich angenehm is, van de Afgeordneten ümmer de Wahrheit to hören — awer wenn de Wahrheit verschweegen ward, is't noch veel schlimmer. Dar weer ins'n Klocken Keerl, de seggde: „Wenn wi den Schofteen uck tomüürt, denn sünd wi den Klock noch nich mit los.“

H. Hör mal, Krischan, man ward ganz vergrellt, wenn man watt van de Politik hört. Segg mi ins, heft Du nix hört van dat Scholgeld in Barel?

K. Ja, de Versammlung wull sich nich darup inlaaten, de Volksschol free to gewen. Na, dat is so schlimm nich. Ich dachde uck ümmer, wiel't doch mal in't Staatsgrundgesetz steht, mött doch uck ins'n Scholgesetz kamen, un denn hört dat Scholgeld woll van süst up. Awer kennst Du woll den „Didenburger Volkshfreund?“

H. Ich glöw woll, wenn ick in Barel Koffee köp, denn krieg ick saaken Lutten, wor „Volkshfreund“ upsteiht.

K. Na, in diessen Volkshfrönd schriwt denn Gener

darvan, dat de Staat oder dat Land eegentlick gar kien Scholgeld free geben mußde; he meende, dat weer nich good, wenn de Bader för siene Kinner weniger Geld utdeh, de Kinner harrn denn kien söcke Leewde mehr to ähre Familje.

H. Na, wenn de Bader um dat Scholgeld an de Armenkass kummt, dat is woll bäter för de Familje?

K. Dat versteiht Du nich, Hinnerk. De dat in den Volkshfrönd schräwen hett, seggt: wenn de Staat för Alle Scholgeld utgiwt, so is dat Communismus.

H. Watt is dat?

K. Kommunismus, dat is dummet Tüg, wor kien Seel an denkt. Süh, wenn Du een Stück Land heft, un ick nich, denn segg ick, Du brückst nich so veel Land, ick nehm' Di de Hälfte aw —

H. Dat is jo Deewstahl! —

K. Dat is't uck, awer man kann doch de Lübe darmit bang maaken, un dat wull de kloofe Mann in den Volkshfrönd uck. Ich meen awer, wenn wi Kommunismus in Verstand harrn, dat weer so öwel nich för den kloofen Mann in den Volkshfrönd, denn kreeg he bi diesse Verstandesdeeling noch eene litje Portion in sienen Kopp, de em ganz kienen Schaden deh. Na, adjü, Hinnerk!

H. Adjü, Krischan!

Der Hauskrieg.

Eine Geschichte vom Niederrhein.

Von Gottfried Kinkel.

(Fortsetzung.)

„Ich meine“, sprach der Schöffe, „auf der Wiese Cures Bruders wär's am bequemsten.“

„Ja“, sagte Kaspar, „so wird's auch wohl werden.“

Jetzt fragte der Sebulon über den Tisch herüber: „auf welcher Wiese meinst Du, Kaspar?“

„Nun, wie wir's heut' abgesprochen haben, auf deiner?“

„Von der Absprache weiß ich nichts“, erwiderte Sebulon. „Seit heut' Abend fünf Uhr wird von meiner Wiese kein Daumenbreit verkauft noch verschenkt.“

„So“ sagte der Kaspar, „das wußt ich nicht. Ich denk', morgen bei Tisch reden wir noch einmal darüber.“

„Ich esse nicht mehr bei deiner Frau“, antwortete Sebulon. „Ich hab' mich zum Essen hier beim Wirth veraccordirt, bis auf's Frühjahr.“

„Und im Frühjahr?“

„Dann fang' ich eine eigene Wirthschaft an und halte mir eine Köchin, ich wohne oben und die unten.“

„Unten wohnen ja wir“, sagte der Kaspar.

„Nein“, antwortete Sebulon, „unten wohnt ihr im Frühjahr nicht mehr. Ich habe eben den Schöffen gebeten, daß er Euch auf halben Mai kündigen soll.“

„Sebulon“, rief Kaspar und schlug mit der Faust auf den Tisch. „Bau' ich auf deine Wiese oder nicht?“

„Nein.“

„Oder in deinen Garten?“

„Nein.“

„Und soll ich auch nicht im Haus meines Vaters wohnen bleiben?“

„Nein.“

„Dann bau' ich auf dem Fleck zwischen dem Haus und dem Rhein, oder alle Teufel sollen mich zerschlagen und der Schnaps im Glas soll mir Feuer und Flamm' im Magen werden. Gute Nacht, ihr Leute!“

Damit stürzte er seinen Rum hinunter und stürmte nach Haus.

Am andern Morgen früh kam richtig der Schöffe und kündigte im Namen des Sebulon dem Kaspar die Wohnung auf. Der Frau wurde es schwind, nun es Ernst geworden war, und gern hätte sie jetzt den Fleck auf der Wiese angenommen. Sie meinte, Kaspar solle doch einmal hinaufgehen und ein gut' Wort an den Bruder wenden. „Aber nun hatte Kaspar seinen Kopf darauf gesetzt und war zu stolz, den untersten Weg zu gehen. Mit seinen zwei ältesten Jungen wanderte er an den Fluß und hieb alsbald die Bäume nieder, welche daselbst standen. Sebulon steckte einmal oben aus dem Fenster den Kopf in der Nachtmütze heraus und sagte ganz rubig: „guten Morgen, und wünsche gute Verrichtung.“

Es war ein ganz erbärmlicher Bauplatz. Zwischen dem Stammbaus und dem Leinpfad eingeklemt, bot er nur für eine Reihe Zimmer Platz. Desio besser, dachte der Kaspar, da bau' ich drei Stöcke über einander und nehme dem Sebulon dabei das beste Licht weg. Aber es mußte auch gegen den Fluß hin eine mächtige steinerne Brüstungsmauer aufgerichtet werden, und das war kein Spaß. Für die Stallungen blieb so wenig Raum, daß man im alten Quartier gar ein halb Duzend Ochsen mehr stellen konnte. Aber den Stall rückte dafür der Kaspar so, daß er dem Sebulon just auch das Fenster der andern Seite verdeckte, welches auf die Straße des Dorfes hinausging. So nahm er ihm die beste Freude, welche er bei der Arbeit gehabt hatte.

Unter Fluch und Verdruß wurde das Haus noch vor Winter unter Dach gebracht. Die Brüder grüßten

sich nicht mehr, wenn sie sich begegneten, das ganze Dorf lachte sie aus und stocherte dadurch ihren Eigensinn auf. Wenn der Kaspar etwas Neues zu machen hatte, nahm er einen andern Schneider vom nächsten Dorfe in die Kost. Seine Kinder aber thaten dem Ohm Schaden, wo sie mochten und konnten, und verschonten ihm sogar die Früchte und Blumen in seinem Garten nicht mehr.

Ein wenig besser wurde es, als im Frühjahr der Kaspar wirklich in's neue Haus einzog, aber viel besser doch noch nicht. Schon wenn man in der Stadt wohnt, ist's hart, einen Feind zu haben; auf dem Lande ist es noch härter. Denn in der Stadt kann man sich ausweichen, wenn man's anders will, Aber auf dem Lande trifft man sich alle Tage; im Wirthshaus, in der Gemeindeversammlung, im Handel und Wandel, zumal Nachbarn; und dann schmeckt Einem nachher das Essen schlecht.

Einmal hatte der Kaspar dem Wirth gesagt: Ich wohne doch schön, kann rings um mich blicken und Euch recht in's Dorf sehen; das freut auch meine Frau, sie hat doch etwas Unterhaltung. Der Wirth sagte das dem Sebulon wieder, und am folgenden Tage kamen Maurer und bauten auf drei Seiten um Kaspar's Haus auf Grund Boden des Bruders zwei mannsbohe Mauern und versahen sie oben auf's Trefflichste mit eingekitteten Glasherben. Zwischen diese Mauern setzte Sebulon eigenhändig junge Pappeln, besah und begoß sie alle Tage und gab dem Nachtwächter ein schweres Trinkgeld dafür, daß er jede Stunde der Nacht zusehen sollte, ob Baumfrevel an ihnen geschehe. Die Kinder des Kaspar's holten sich an den bösen Mauern nur zerschnittene Hände und Kniee, die Pappeln aber wuchsen lustig und hatten im folgenden Jahr das Haus des Kaspar schon dermaßen eingesponnen, daß man um vier Uhr Nachmittags Licht anstecken mußte. Da nahm es mit der schönen Aussicht für die Frau gleichfalls ein Ende. Und was noch schlimmer war, die Kinder wurden durch die Mauer von allen ihren alten Spielplätzen abgesperrt und lagen nun den ganzen Tag am Wasser; die Frau konnte sie nicht wegschlagen und wenn gar Hochwasser war, hatte sie den ganzen Tag Sorgen und Noth. Am Ende mußte der Kaspar eine eigene Person in's Haus nehmen, bloß um auf die Kinder passen.

Einmal im Herbst kurz nach der Grummetmahd, saß der Sebulon bei der Arbeit. Da trat ohne anzuklopfen, der älteste Sohn seines Bruders in die



Stube, stellte sich vor den Schneidertisch hin und fing an: „Dhm Sebulon, der Vater läßt Euch sagen —“
 „Thu' deine Kapp vom Kopf“, sagte Sebulon,
 „wenn du mit deines Vaters Bruder sprichst.“
 „Davon hat mir mein Vater nichts befohlen“,
 antwortete der Bursche und ließ die Mütze sitzen. „Er
 läßt Euch aber sagen, daß oben, wo Eure Wiesen
 anfangen, die Krippen nichts mehr taugen. Der Va-
 ter meint, das ginge Euch so gut an, wie ihn, und
 ob Ihr helfen und Geld beisteuern wollt, daß wir
 einen ganz neuen Steindamm machen und Weiden
 darauf stecken. Dann will er auch dazu thun.“
 Da sprach Sebulon: „Er hat's nöthiger als ich;
 wenn im Frühjahr hoch Wasser kommt und nicht ge-
 krippt ist diesen Herbst, geht ihm's Haus treiben.
 Sag' übrigens deinem Vater, ich hätte doch mitge-
 halten, wenn er mir keinen Flegel, wie du bist, ge-
 schickt hätte.“

Der Bursch machte Kehrt und trollte ohne Gruß
 ab. Als er seinem Vater die Antwort brachte, sagte
 der: „allein leg' ich's Geld nicht aus, um dem ge-
 zigen Satan seine Wiesen zu schütten. Gott sei Dank,
 reich bin ich und mein Ackerfeld liegt hoch; geht mir
 auch das Haus stöten; ich kann's aushalten.“
 Also wurde gar nicht gekrippt. Der Rhein aber
 stieg schon diesen Herbst höher, als gewöhnlich, und
 als er wieder gefallen war, spazierte Sebulon mit
 bangem Gemüth auf seine Wiesen hinaus. Richtig:
 da waren die letzten Reste der alten Krippe wegge-
 spült, ein großer Grassleck abgedeckt, daß der blanke
 Boden da lag, und wohl anderthalb Morgen mit un-
 fruchtbarem Grant und Sand verschüttet. Sebulon
 überschlug leicht, daß er, die unvermeidliche Anlage
 einer neuen Krippe eingerechnet, um tausend Thaler
 ärmer war. Einen Augenblick dachte er bei sich: es
 wäre nun doch besser, wenn mein Bruder den halben
 Morgen Wiese für sein Haus hätte, und ich den gan-
 zen, der jetzt noch dazu ruinirt ist. Aber er schlug
 sich den Gedanken aus dem Sinn, als er an Kaspar's
 Haus auf dem noch nassen Leinpfad vorbeiging; denn
 da war Alles, Klein und Groß dabei, mit Eimern
 das Wasser aus dem Keller zu tragen, und die Frau
 rang die Hände, weil ihr die frisch eingemachten Boh-
 nen und das Sauerkraut in den Fässern verdorben
 waren. Dieser Anblick war dem Sebulon wie ein
 Schmalzpfaster auf eine spanische Fliege.

(Fortsetzung folgt.)

Redacteur: J. Viza.

Replik.

Mit tiefer Beschämung muß ich öffentlich hiermit
 das Bekenntniß ablegen, daß ich meines liebreichen
 Zurechtweisers Leuchte „die Tabellen Dierks“ nicht
 gelesen, nicht einmal um ihr Dasein so recht gewußt
 habe; dennoch habe ich nicht umhin gekonnt, das Bel-
 len und Beissen meines Censors über das Sachliche
 hinaus mitleidig zu belächeln; — mitleidig, sage ich,
 denn so viel Galle deutet auf ein naheß Gallenfieber
 oder bereits vorhandene Lungensucht. — Ich hatte mein
 unreifes Urtheil auf die Erscheinung aus der Wirk-
 lichkeit gebaut, und was auch die berühmte Tabelle
 sagen mag, laut der öffentlichen officiellen Bekannt-
 machung gewinnt das Stammvermögen der Wittwen-
 Cassé von Halbjahr zu Halbjahr einen regelmässi-
 gen, ansehnlichen Zuwachs, mit jedem Abschluß ist das Ca-
 pital bedeutend größer geworden. Nun denke ich, daß
 es allgemein schädlich, wenigstens zweifelhaft nützlich
 ist, ein so großes Capital in todte Hand zu legen,
 ja daß es gefährlich sein kann unter Umständen — ich
 erinnere nur an die Verrückung der Hamburger Bank
 durch die französischen Eroberer. — Und Aehnliches
 könnte hier unter um so plausiblen Gründen geschehen,
 als das neue Gouvernement nur vorzugeben braucht,
 zu mehrerer Sicherheit der Interessenten ihnen die
 Capitalverwaltung mit ihren Risico's ab- und den
 etwaigen Ausfall auf sich nehmen zu wollen. Die
 Frage ist einfach: Genügt das jetzige Sicherheitsca-
 pital für alle Eventualitäten des künftigen Bestehens
 der Cassé? Die Wahrscheinlichkeitsrechnung aus der
 Vergangenheit sagt ja! — denn wenn auch Pest und
 Seuche hereinbrächen, so würden die Wittwen und
 Frauen in gleichem Verhältniß mit den Mannsperso-
 nen sterben, und eine Tödtung der Ehemänner durch
 heimliche Verschwörung der Frauen darf man doch,
 ohne sich an dem schönen Geschlecht zu versündigen,
 nicht argwöhnen. Darum halten wir bei der endlosen
 Vermehrung des Vermögens der Wittwencassé auch
 den Zuschuß aus Staatsmitteln für überflüssig, also
 unnütz, und glauben, daß jenes Geld zu besseren
 Zwecken angewandt oder in der Tasche der ohnehin
 schwer belasteten Contribuenten bleiben könnte. Be-
 kanntlich hat kein Interessent länger Theil am Ver-
 mögen der Cassé, als er lebt, und da ist seine Theil-
 nahme lediglich nominell, da er nur zahlt und kein
 Verfügungsrecht hat; — er hat nur das einzige In-
 teresse, daß die Pension seiner Wittwen oder Waisen
 gesichert sei, darüber hinaus hat er nichts zu erwar-
 ten. Durch das Zurückhalten des Staats wird ihm
 kein Haar gekrümmt; indeß könnte zur überflüssigen
 Sicherheit der Staat eventualiter nachzahlen, falls
 etwa das gegenwärtige Stammcapital angegriffen wer-
 den müßte. Seit tausend Versicherungsanstalten äh-
 nlicher Tendenz entstanden und kaufmännisch tractirt
 worden, besteht die Mehrzahl der Interessenten der
 hiesigen Cassé vermuthlich aus Beamten.

Druck u. Verlag: Buchdruckerei von F. A. Grose Wittwe.